

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 198.

Freitag, 22. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es geschah zu ihrer eigenen Beruhigung, daß sie sich an Heinrich wandte. „In Ihrer Gegenwart, Herr Polizeirat, dürfen wir uns ohne Gefahr an dem Anblick freuen. Sie sind so eine Art Schutzengel, der sorgt, daß nichts Böses passieren kann und seine Flügel über uns alle ausbreitet!“

Der Schutzengel verbeugte sich. „Sehr schmeichelhaft, verehrte Hausmutter. Aber ich muß das Ehrenamt dankend ablehnen. Ich bin in Urlaub; ich habe es Ihnen wiederholt gesagt, daß ich mich dann grundsätzlich um nichts kümmern werde. Im Urlaub lege ich Würde und Würde meines Amtes ab und bin nur ein Mensch wie Sie alle. Ich fühle mich dann durchaus imstande, nette und sympathische Verbrecher zu begreifen, und bitte sie, vor meinen Augen ungeschämt alle von ihnen geplanten Untaten auszuführen.“

„Na, hören Sie, Herr Polizeirat, gar so dringlich würde ich die Einladung doch nicht machen,“ wehrte Hollweck lachend ab.

„Er weiß eben, wen er vor sich hat und traut uns nur Gutes zu,“ rief Reichenbach.

„Sagen Sie das nicht,“ erwiderte Heinrich in ungetrübter Gemütsruhe. „In jedem Menschen schlummert eine Bestie, und äußere Umstände vermögen viel. Wenn Sie sich selbst für tadellos halten, kann es Ihnen doch von heute auf morgen passieren, daß Sie das Auge des Gesetzes scheuen müssen. Aber ich versichere nochmals: solange ich in Urlaub bin, drücke ich das meine zu!“

Herr Reichenbach war etwas verduzt und knöpfte unwillkürlich an seiner Jacke, als ob er damit seine Untadeligkeit glaubhafter machen könne. „Es ist natürlich nur Spaß, aber es geht doch fast zu weit, zu behaupten, daß sogar ich vor dem Gesetz ein schlechtes Gewissen bekommen könnte. Zum Donnerwetter, so was hat man doch selbst in der Hand...“

„Nicht immer so sehr, wie Sie glauben,“ lächelte der unerschütterliche Schutzengel. „Sie mögen es glauben oder nicht, aber in jedem noch so ehrbaren Kreise können sich einmal abenteuerliche Dinge abspielen.“

August Hollweck hörte mit roten Backen zu. Verbrechergeschichten interessierten ihn ungeheuer. Der größte Wunsch seines Lebens war, selbst einmal etwas derartiges zu erleben. Bisher hatte er kaum auf ein so unerhörtes Glück zu hoffen gewagt. Aber wenn selbst der Polizeirat es für möglich hielt, gab es doch wohl noch Ausnahmen...

Chocolat kam mit etwas wankenden Schritten zurück; in seinen Händen trug er wie ein Heiligtum das Kästchen aus Ebenholz, das er seinem Herrn überreichte. Piet schloß es auf und entnahm ihm zuerst ein Stück dunklen Samt, den er vor sich auf den Tisch breitete. Dann schüttete er den Inhalt des Kästchens darauf aus. Einem allgemeinen „Ah!“ folgte ehrfürchtiges Staunen. Da lagen seine Schätze, funkelnd im vielfarbigen Licht der bunten Lampen. Und rings um sie funkelten im Kreise andächtige, bewundernde, gierige oder neiderfüllte Augen...

Piet sah triumphierend um sich, sättigte sich an dem Anblick und faßte einen Stein nach dem andern mit spitzen Fingern, um ihn zu zeigen und seine Geschichte zu erzählen; eine ziemlich trodene Geschichte zumeist, in der von peinlich genauen Berechnungen, von Graden und Karaten, von rosenroter oder weingelber Färbung die Rede war; aber die Gesellschaft lachte, als hörte sie Märchen aus Tausendundeiner Nacht, und alle starrten wie gebannt auf den glitzernden Tand. Nur Martin, der einzige, der philosophischen Regungen zugänglich war, wahrte den Abstand und genoß das Schauspiel unverhüllter menschlicher Leidenschaften, das sich ihm bot. Es war, als ob die Strahlen, die von den kunstvoll geschliffenen blühenden Dingen ausgingen, die Oberfläche durchdrängen und den inneren Menschen bloßlegten. Welche Leidenschaften mochten sie erst dort entfesseln, wo der Kampf um ihren Besitz ging, wenn schon dieser kleine Kreis gesitteter Menschen sich bei ihrem Anblick so völlig vergaß. Frau Gaedeckes liebenswürdige Maske war gefallen, sie starrte wie gebannt auf das Häuflein Gluck, das einem andern gehörte. Und das graue Fräulein erst! Brach nicht alles, was sich in einer lebenslang unterdrückten Frauenseele an Reid, an Genußgier gestaut hatte, mit einem Male aus ihr hervor? Konrad Reichenbach konnte man einen selbstvergessenen Seufzer ausstoßen hören. Zu ihm sprach aus dem sprühenden Feuer die lockende Ferne, von der er durch die sicheren Grenzpfähle seines eigenen Besitzes abgeriegelt war. Seine Gattin freilich hielt vor dem Zauber stand. Selbstzufrieden senkte sie das Doppelinn auf die eigene stattliche Brosche und mochte sich sagen, daß eine Pracht wie die vor ihr ausgebreitete eben nur um den Preis eines sünderhafteren Wandels zu haben war, als sie ihn je zu führen gedachte. Direktor Westhoff lehnte, scheinbar nicht über das Maß des Höflichen hinaus interessiert, neben dem Südafrikaner. Er streute kluge und sachkundige Fragen ein und hatte bald unmerklich die Führung des Gespräches übernommen, als gehörten die Steine, deren Qualität er pries, ihm. „Besitzergreifer“ hatte Gina kürzlich von ihm gesagt. Das traf gut. Wie er sich im Seehaus mit Gewalt eingeführt hatte, ohne daß Widerspruch aufkam, wie er nach dem ersten Zusammenstoß Piet sofort für sich eingenommen hatte, so mochten sich bei seinen geschäftlichen Unternehmungen wohl auch die Dinge nach seinem überlegenen Willen ordnen. Jetzt war die Reihe an Martin, zu seufzen, denn im Vergleich mit dem erfolgsgekrönten Unternehmer wurde ihm die Unzulänglichkeit seines Künstlerturns bewußt. Die eigene Leistung zwang er, das durfte er ohne Überhebung sagen. Aber den Erfolg? Gold und edle Steine erraffte doch der lächerliche Piet oder, mit mehr Recht, der Willensmensch Westhoff. Ihm aber winkte als Lohn der Proseffortitel, — dürstiger Schmutz für eine geliebte Frau, an deren Hals man so gern die ausgebreiteten Juwelen gesehen hätte.

Gina beugte sich, nach ihrer Art vom Augenblick hingerissen, über den Tisch. Wohl jede Frau hätte zuerst

erwogen, wie sie sich selbst mit den Steinen schmücken würde; auch sie sah sich einen wehmütigen Augenblick lang unter einem blühenden Diadem — aber was lag schließlich daran? Ein Kranz von roten Rosen über ihrem jungen Gesicht hatte einst genügt, um sie zur Königin in ihrem Kreise zu machen. Gina seufzte, denn sie dachte an die Zaubermacht der Jugend. Es war schön gewesen damals . . . Aber ein Fünkchen davon war in ihr zurückgeblieben, das hatte sie heute ausprobiert. Von Gesang und Spiel und Beifallslärm her zitterte noch in ihr die freudige Erregung nach. War es Absicht oder Zufall, daß ihr Haar die Wangen des Nachbarn streifte, und daß dieser Nachbar wieder der schöne Möbius war? Und täuschte sie sich, oder rückte dieser wirklich näher an sie heran?

Auch Frau Gaedecke hatte dies um ihr Leben gern gewußt, da sie Ginas Spiel schon den ganzen Abend mit brennenden Wangen verfolgte und selbst über die Diamanten hinweg nicht aufhörte, die heimliche Feindin zu beobachten. Und wenn sie selbst sich auch lebhaft bemüht hatte, Botho Möbius an sich zu loden, so war sie doch jetzt sofort bereit, sich stilllich zu entziehen. Aber es lodte sie noch ein anderes dankbares Intrigenspiel. Ein Kind konnte sehen, daß Gutrune und Kurt im Begriffe standen, sich zu verfeinden. Es fehlte nur an einer geschickten Hand, die hier — je nachdem — ordnend oder trennend eingriff, und Kitty Gaedecke war nicht die Frau, sich so etwas entgehen zu lassen.

Die arme Gutrune blühte ratlos geradeaus und sah durch den Regenbogenschleier dieser Tränen nichts als wirre Lichter. Und ebenso verschwamm heut alles andere für sie, die sie gewohnt war, ihre Gefühle so peinlich zu ordnen wie ihre kleinen Besitztümer. Sie vermochte nicht mehr Recht und Unrecht zu unterscheiden und wußte nicht aus noch ein. Denn Kurt, ihr Kurt, sah mit finsternem Gesicht da und sprach kein Wort. Warum?

Nun, aus dem einfachen Grund, weil er seine Mutter kannte und wohl wußte, daß allerhand unerfreuliche Aussprüche vor ihm lagen und vielleicht auch ein klein wenig wegen dieses Möbius, den er mit Wehmut schon und vornehm fand und an dessen Benehmen er vergeblich etwas auszufehen suchte.

Piet packte seine Steine zusammen und legte sie sorgfältig wieder in das Kästchen von Ebenholz. Westhoff sah ihm wohlwollend zu. „Sie haben sie doch hoffentlich gut verwahrt? Stahlfassette, wie? Nicht? Aber ich bitte Sie, Verehrtester, ein gewöhnlicher Koffer oder eine Schublade, das ist doch kein Platz für solche Schätze. Sie müßten sie wenigstens verstecken. Das machte ich selbst in ähnlichen Fällen auch. Kein Dieb nimmt sich die Zeit, sehr lange zu suchen. Soll ich Ihnen dabei helfen?“

„Ausgezeichnet!“ rief Piet. „Großartige Idee. Kommen Sie gleich mit auf mein Zimmer! Sie helfen mir als guter Freund, und dann wollen wir noch einen Drink zusammen haben. Chocolat! Wo ist der Rummel? Na, schadet nichts. Gehen wir, gehen wir gleich! Gute Nacht! Gute Nacht!“ Arm in Arm verschwanden die Freunde.

Kopfschüttelnd sah ihnen Hollweck nach. „Hoffentlich merkt sich Herr Westhoff das Versteck auch genau. Denn van Dongern hat es bestimmt bis morgen vergessen, fängt an, weiß Gott wo, zu suchen und verfehlt uns alle, wie schon so oft, in Aufregung, weil er behauptet, bestohlen zu sein.“

„Ja, am Anfang war das schlimm,“ berichtete lachend auch Frau Gina. „Jeden Tag vermischte er etwas anderes. Aber jetzt geht es schon viel besser. Ich habe ihm den Glauben an die Menschheit wiedergegeben, und nun ist er felsenfest überzeugt, daß ihm unter diesem Dach nichts passieren kann.“ Sie gähnte. Es war schon ziemlich spät geworden, und die ausgelassene Stimmung hatte sich, wie das so vorkommt, verflüchtigt und einer leichten Erschöpfung Platz gemacht. Frau Reichenbach, die schweigend in ihrer Ecke thronte, erhob sich mit der Erklärung, sie sei müde von der Reise, und die beiden Herren, die ihr untertan waren, mußten ihr wohl folgen. Die Gutenachtwünsche, die man austauschte, waren um etliche Grade kühler, als die Begrüßung am Nachmittag. Dann zogen sich auch die anderen Gäste zurück, und bald

hätte das Seehaus in tiefstem Schlaf und Frieden liegen können, wenn nicht allerhand kleine flinke Kobolde, die in dieser Nacht ihr Wesen trieben, es sich in den Kopf gesetzt hätten, weitere Unruhen und Verwirrung zu stiften. Nur sie waren schuld, daß niemand rechte Ruhe fand, auch nachdem der mitschwingende Zwiagesang, der aus Piets Zimmer tönte, verstummt und sein Licht erloschen war.

Auf ihrem Zimmer angelangt, ließ Frau Mariechen Reichenbach ihren Gefühlen freien Lauf. Hatte sie es nicht von Anfang an gesagt? War diese Frau Hollweck nicht ganz unmöglich? Ob sich Konrad vielleicht vorstellen könne, wie sie sich in ihrem Kreis in Großwundendorf ausnehmen würde? Vergeblich suchten die beiden Männer zum Guten zu reden. Daß Konrad für Frau Ginas Extravaganzen eintrat, machte die Sache nur noch schlimmer. Und Kurt, so sehr er geneigt war, nach dankbarer Söhne Art alles was anders war als zu Hause gut zu heißen, wurde doch heute Abend ein peinliches Gefühl nicht los, daß etwas nicht stimmte. Aber daran war nur dieser verfluchte Möbius schuld! Die alten Damen (so bezeichnete er bei sich Gina und Kitty) waren ja rein weg. Wenn Gutrune ihn nur halb so liebenswürdig fand . . . der Gedanke machte ihn blaß! Es wäre schon schwer genug gewesen, allein mit ihm fertig zu werden; nun mußte er noch, den Wurm des Zweifels im Herzen, der besorgten und ungerechten Mutter die Vorurteile ausreden. Kein Wunder, daß er nach Schluß der Unterhaltung, statt die ihm von August abgetretene Dachkammer aufzusuchen, sich nochmals ins Freie stahl und versuchte, in der Stille der Nacht sein aufgewühltes Gemüt zu beruhigen. So kam es, daß die arme Gutrune, die in ihrem Zimmerchen ein Stodwerf tiefer schlaflos lag, vergeblich auf ächzende Dielen und wandernde Schritte da oben wartete, aus denen sie zu entnehmen hoffte, ihr Kurt sei so ruhelos wie sie.

Martin war zwar mit dem Verlauf des Abends nicht ganz zufrieden, aber er fand, daß es nicht seine Schuld sei, und da er nun einmal nichts ändern konnte, schickte er sich an, den Schlaf des Gerechten sofort zu beginnen. Aber seine Frau war noch munter und mußte sich erst einiges vom Herzen reden. Besonders war es Frau Gaedecke, die sie in Atem hielt: „Ich kann mich noch gar nicht erholen! Eine Redheit ist das. So etwas muß ich mir unter meinem Dache gefallen lassen, und von einer solchen Hochstaplerin!“

Martin sammelte mühsam seine schon ins Traumland abscweifenden Gedanken. „Daß du dir zu viel gefallen hättest lassen, habe ich eigentlich nicht bemerkt. Und dann — Hochstaplerin — was meinst du damit? Ist das nicht ein hartes Wort?“

„Was, du nimmst noch Partei für diese Person? Ist es nicht genug, daß sie sich eine Stellung anmaßt, die sie gar nicht hat, um sich dadurch bei uns Ansehen und Vorteile zu sichern? Du hast dir ja freilich nicht so viel Mühe gegeben. Aber ich! Wenn ich denke, was ich alles für sie getan habe, nur wegen deiner Professur, und nun stellt sich heraus, daß diese Schwindlerin gar nichts zu sagen hat.“

„Liebe Gina, wenn du dich erinnerst, so hat sie das eigentlich nie selbst behauptet. Du hast dir eingeredet, daß ihr Einfluß auf ihren Mann . . .“

„Er ist nicht mehr ihr Mann!“

(Fortsetzung folgt.)

Fenster in der Nacht.

Ein Rosenlicht grüßt in die Nacht hinaus
Zu mir herüber, wo ich einsam stehe —
Denkst du an mich und fühlst du meine Nähe?
Wie eine Antwort seh ich dich aus Fenster treten —
Wohin wohl blickst du in die Nacht hinaus?
Ich kann dein Aug' nicht sehen, weiß es nicht —
Doch fühl ich deine Seele zu mir reden — — —
Längst schwandest du, längst lösch das Leuchten aus,
Aber lausche noch den leisen Worten nach,
Die deine Seele zu mir sprach, —
Und träume lange, lange noch
Von einem rosenroten Licht — — —

Werner Deubel.